

Ute Hallaschka

Welt – Bühne

Ich schaue in den Himmel. Wolkenlos. Ein Flugzeug glitzert in der Sonne, schwebend zieht der Rotmilan seine Kreise.

Ich war eine Weile krank, aus dem Körper ausgeflogen, und bin noch nicht ganz wieder zurück, angekommen im leiblichen Selbstverständnis. Ist man gesund, dann stehen die Sinne offen, wie Türen, durch die man ein- und ausgeht. Jetzt muss ich sie selber öffnen. Die Plastizität des Sehens verlangt Krafteinsatz, der aus Erfahrung stammt. Im ersten Augenblick sah ich Milan und Flugzeug auf derselben Ebene, nebeneinander. In Wirklichkeit trennten den Vogel und das Fluggerät natürlich Tausende Höhenmeter – was ich dann einsah.

Einsehen funktioniert nicht in der Fläche, ich brauche dazu die Tiefe. Was die Fläche zeigt, ist Bild. Nur wenn ich im Bilde bin, sprich: es selbst erzeuge, aufbaue, dann steht es mir persönlich zur Verfügung. Unser Blickfeld ist ein Ackerboden der Seele. Nicht nur die Sinne, stellvertretend hier das Sehen, auch die Gliedmaßen bedürfen der Erdung. Sonst kann Seele nicht in ihnen, durch sie hindurch sich äußern, und umgekehrt: Welt nicht hinein in mich. Beides wird aktuell von Ausbildern bemerkt als zunehmende körperliche Schädigung der jungen Generationen. Eingeengtes Blickfeld durch permanentes Starren und eingeschränkte Bewegungsmöglichkeit der Arme und Hände durch ständiges Wischeln. Der Leib leidet am Leben in der Fläche der Bildschirme.

Was ich bin, bzw. was ich wahrnehme als Sein dessen, was ich bin – das kann ich nicht im Spiegel sehen. Davon kann man sich leicht überzeugen, jeden Morgen im Badezimmer. Was da auftaucht aus der Nacht und sich zu Bewusstsein bringt, zum Selbstbewusstsein durchringt, wird immer vor dem Spiegel seufzen: »Ach, Gott! Das soll ich sein?«

In Wirklichkeit – und das fühlt jeder Mensch unbewusst – muss ich einsehen, dass ich mich selbst nicht vollständig sehen kann. Aber wo ist der Rest? Das, was ich kenne und womit ich mich identifiziere, was nicht im Spiegel erscheint? Wonach ich sogar dringend verlange, das ist doch, dass das Abbild im Spiegel jenem gleicht, das ich als mein eigenes Original kenne. Das ist nicht hier, aber es ist da.

Eine Übertragung. Da muss ein Sender sein, für das, was ich als meine Person empfangen. Es gibt einen energetischen Anschluss des Sichtbaren an das Unsichtbare. Leicht einzusehen ist die unsichtbare Nabelschnur des Lebens. Alles, was mich durchströmt an Lebenskraft, stammt offenbar nicht aus der Physis. Wäre es anders, wäre Leben in purer Materialität aufzufinden, dann könnten wir ewig im Körper hausen. So ist es aber nicht.

Das andere, was aus dem übersinnlichen Zustrom des Kosmos rührt, ist das, was mich als Zeitwesen im Körper begabt und begnadet. Persönlichkeit bin ich durch das, was ich erkennen und anerkennen kann als meine Person – dabei

die Drei 5/2022

das Spiegelbild durchschauend auf etwas hin, was dieses Bild permanent entstehen und vergehen lässt. Ich bin das Kunstwerk meines Ich. Ganz offenbar: Ich als Bild eines Ichwesens. Eine märchenhafte Sendung.

Der zweite Anschluss ist anderer Art. Wenn das, was ich da im Spiegel erblicke, mich so ergrimmt, enttäuscht, betrübt ... Wenn diese Kopie im Hinblick auf das unbewusst gefühlte Original beinahe eine Witzfigur zu sein scheint, dann kann man böse werden auf das Bild. In einer Art Bildersturm sich eine andere Quelle suchen. Es kommt zum Versuch, das eigene Spiegelbild mit Gewalt zu ändern. Gewalt auf der Bildebene kann heißen, mich an Kräfte, an Potenzen zu überlassen, die nicht meine sind. Wer sich anonymen, vermeintlichen Originalen in der Netzwelt ausliefert, übergibt sein Sein an einen Automatismus. Diese Hingabe an Seins-Beeinflussung, um so die eigene Erscheinung zu ändern, ist natürlich eine Illusion. Das unerreichbare Ideal ist abhängig von der ständigen Lieferung neuer Vorbilder. Mit dieser Entscheidung gibt man das eigene Menschenbild an einen Dienstleister ab. Damit wird zugleich ein entsprechendes Weltbild geschaffen.

Verzerrte Zukunftsbilder

Bekanntlich wählen immer mehr Menschen diesen Weg. Buchstäblich im Bildungsbereich, der Erziehung: Schon kleinste Kinder werden den Automatismen anvertraut und der Schulung durch diese überlassen. Was daraus werden mag, wenn das, was wir bisher als spezifisch menschliche Fähigkeiten kennen, beispielsweise die Gedächtniskraft, so an die Automatismen delegiert wird? Wenn von allem Anfang an das Erinnerungsvermögen in seiner frühen Entwicklung einem Programm überlassen wird – ja, was dann? Nun, könnte einer antworten, dann wird Er-innerung eben Außenwelt!

Spätestens hier könnte sich eine dunkle Ahnung einstellen. Es scheint, als ob gegenwärtig in unserer Zivilisation in vielfältigster Weise verzerrte Spiegelbilder für das erscheinen, was als kulturelle Notwendigkeit in der Zukunft liegt. Was so zwanghaft, verzerrt, pervertiert

verkehrt erscheint, entspricht in unheimlicher Exaktheit den entsprechenden Gegenbildern.

Die Corona-Pandemie ein Bild? Es lässt sich durchschauen auf die zugrundeliegende Originalität: die Menschheit als Organismus.

Klimawandel ein Bild? Die zugehörige schöpferische Tatsache: die Erde als Lebewesen.

Der Ukrainekrieg? Selbst diese Katastrophe kann als Ausdruck aufgefasst werden, dass kein Weltgeschehen mehr denkbar ist, das uns nichts anginge in seiner vermeintlichen Ferne.

Erinnerung wird Außenwelt? Eine Beschreibung planetarischer Zukunftsrealität.

Konsequent als Bild aufgefasst, zeigt die aktuelle Wirklichkeit zwei Erscheinungsweisen. Einmal neigt alles dazu, Inszenierung zu werden, auf der Bühne des sogenannten Öffentlichen. Das wäre für sich genommen wieder ein durchaus positiver Hinweis auf kulturelle Zukünftigkeit. Das Zweite ist die Transformation des Stofflichen. Nicht nur alle Dinge entkleiden sich zunehmend ihrer stofflichen Körperlichkeit, sie transformieren ins Unsichtbare. Auch Prozesse, politisch-gesellschaftliche Realvorgänge, wandeln sich ins Scheinhafte. Sein tendiert dazu, Anschein zu werden, auf allen Ebenen. Nach wie vor unübertrefflich, wenn auch vor einem Jahrhundert beschrieben, von Rainer Maria Rilke, in der neunten Duineser Elegie: »Sprich und bekenne. Mehr als je / fallen die Dinge dahin, die erlebbaren, denn, / was sie verdrängend ersetzt, ist ein Tun ohne Bild. / Tun unter Krusten, die willig zerspringen, sobald / innen das Handeln entwächst und sich anders begrenzt.« Die Dichtung fährt fort mit der Einsicht: »Erde, ist es nicht dies, was du willst: *unsichtbar* / in uns erstehn? – Ist es dein Traum nicht, / einmal unsichtbar zu sein? – Erde! unsichtbar! / Was, wenn Verwandlung nicht, ist dein drängender Auftrag?«¹

Das doppelsinnigen Wort »Auftrag« hat es in sich. Die Krusten des Alten, die im Gedicht willig zerspringen, also förmlich seelisch wesentlich gutwillig werden, wenn der Auftrag angenommen wird. *Mission impossible*? Woher diese Schöpfung inneren Handelns, das sich anders begrenzt? – Die Grenze, an die ich mit meinem Ich stoße, ist das Du.

Damit kommen wir wieder auf den Begriff des Öffentlichen. Der hat sich gewandelt. Es war einmal der Marktplatz, das Forum, die Debatte, das Geschehen im Freiraum des Zwischenmenschlichen. Doch dieser Raum ist besetzt. Längst fassen wir Öffentlichkeit im pervertierten Sinn statistisch, zahlenmäßig, algorithmisch auf. Wir rechnen mit einer Masse und deren Wohlgefühl oder Missvergnügen. Oder wir verstehen das Öffentliche lediglich als Bresche, freizuschlagende Lichtung im Dschungel der Verheimlichung. Wie wir neu ins Freie des Öffentlichen kommen und damit in die einzig haltbare Sphäre des Wortes – das scheint eine Kulturfrage von Sein oder Nichtsein.

Was Öffentlichkeit wesentlich ist? Sie kann ja schlecht besetzt sein durch irgendeine Bedeutungszuschreibung, ohne in Selbstwiderspruch zu geraten. Und wenn sie Bühne wäre? Weltbühne. Und wenn wir Menschen Bild wären? Figuration unserer Originalität. Und wenn unser individuelles Tun zukünftig als öffentlich gesehen werden soll und muss?

Vom Wesen des Menschen

Ja, dann gibt es eine Kunstform, die all dem entspricht und uns weiterhilft. Es ist das Theater – so gesehen, aktuell eine Heimstätte der Wirklichkeit. Was da verhandelt und verwandelt wird und wie es geschieht, ist ein Urbild unseres Seins. Wir, als einzige Weltwesen in zwei Hälften zerfallen: Akteur und Zuschauer, können uns im Schauspiel einsehen wie nirgends sonst, erkennen und heilen. Wie Menschen ins individuelle Erinnern, Besinnen und Schauen gelangen können – miteinander und in sich selbst – wie sich Wahrnehmen und Denken begegnen, dafür war das Theater als Spielstätte und öffentlicher Mysterienort gedacht.

Hören wir noch einmal Rilke in der vierten Elegie: »Wenn auch die Lampen ausgehn, wenn mir auch / gesagt wird: Nichts mehr –, wenn auch von der Bühne / das Leere herkommt mit dem grauen Luftzug, / [...]: Ich bleibe dennoch. Es giebt immer Zuschaun.« Dieses ist allerdings spektakulär beschaffen: »[S]o völlig hinzuschauen, daß, um mein Schau-

en / am Ende aufzuwiegen, dort als Spieler / ein Engel hinmuß, der die Bälge hochreißt. / Engel und Puppe: dann ist endlich Schauspiel. / Dann kommt zusammen, was wir immerfort / entzwein, indem wir da sind.«²

Zukunftsfähig scheint einzig diese Schaukraft und die in ihr entbundene, aus ihr entwachsene Handlung. Diese Kraft ist es, die wir benötigen – und wo ließe sich der Phantasiequell der Imagination leichter eröffnen sowie als kulturelles Vermögen besser einüben als im Schau-Spiel? Es gibt eine wirklich erschütternde Stelle, wo Rudolf Steiner die ursprüngliche und paradisiische Veranlagung des Menschen beschreibt: der Kosmos hat uns buchstäblich als Zuschauer hervorgebracht: »Ich bin doch ein anderer, ich bin das, was ich in meinem Ich bin; ich gehe nebenher neben dem, was ich wie eine Dreiheit, wie drei Säcke mit mir herumtrage, von denen der eine ausgefüllt ist mit meinem Denken, der andere mit meinem Fühlen und der dritte mit meinem Wollen. Aber bevor man nicht gekommen ist zu der Praktizierung dieser ›Drei- Säcke-Theorie‹, kann man sich keinen rechten Begriff machen von dem Gegenüberstehen des Ich zum Denken, Fühlen und Wollen, wie es ursprünglich beabsichtigt war von den göttlichen Wesen, bevor der luziferische Einfluß an den Menschen herangekommen ist. Zum Zuschauer seiner selbst war der Mensch bestimmt, nicht zum In-sich-Erleben.«³

Und später sagt er, »daß der Mensch, wenn er so geworden wäre, wenn er der paradisiische Mensch geblieben wäre, aus dem Weltall herunterschauen würde auf das, was bestimmt ist, ihn auf dieser Erde zu symbolisieren und ihm das Bewusstsein des Ich zu geben. Ein rein geistiges Wesen, aus Imaginationen, Inspirationen, Intuitionen bestehend, in denen aufschießt mit dem aufglänzenden Blute das Ich. [...] So hätte es nicht kommen sollen, daß der Mensch seinen Knochen-, Muskel-, Nervenmenschen, seinen Drüsenmenschen mit sich herumträgt und gar noch fortwährend das groteske Urteil fällt: Das bin ich; sondern anders hätte es kommen sollen. Im Umkreis des Erdplaneten hätte der Mensch leben sollen und ein Zeichen eingraben in der Erde durch die



Szenenbild aus Johann Wolfgang von Goethe: ›Faust 1 & 2‹ am Goetheanum in Dornach

aufglänzende Blutform und sagen: Da schlage ich meinen Pfahl ein, mein Siegel und mein Zeichen, das mir das Bewusstsein meines Ich beibringt. [...] Wer dies nicht berücksichtigt, kennt nicht das Wesen des Menschen.«⁴

Leben im Haus des Wortes

In diesem Sinne Zuschauer werdend – und damit ichhaft handelnd – gelang einst im Theater die Katharsis. Nun liegt das Theater als Kunstform am Boden. Trotz aller Subventionen. Es ist längst nicht mehr die leere Bühne als Schauplatz, der offene Raum der Phantasie oder die Urereignis-Sphäre des Spielerischen. Theatrale Kräfte sind heute in die Netzwelten ausgewandert, das Drama und Lustspiel der Menschheit spielt sich am Bildschirm ab. Doch dies ist eben nicht der Umkreis der Erde im Sinne guter Götter und Geister. Es ist der untersinnliche Betrieb der Schattenwelten.

Nichts brauchen wir aktuell dringender als wieder spielen zu lernen – im besten, schillernden Sinn des Wortes. Anders als aus Erfahrung werden wir auch den pervertierten Spielbegriff nicht mehr ändern können. Aber wo sollten Menschen dies erfahren, wo hören, sehen und fühlen können, ohne den lebendigen Betrieb dieser Kulturform? Theater als die Urkunst des Spielerischen tut uns not. Es könnte ein armes Theater sein, das an allen möglichen Firlefanz-Ecken spart – nur nicht an den daran beteiligten Menschen, die davon le-

ben können müssen. Theater als Vorbild einer neuen Öffentlichkeit des Menschlichen. Dies gilt besonders für einen Ort auf Erden.

Das Haus des Wortes, das Goetheanum war einmal dafür gedacht und vorgesehen. Anthroposophie ist ein Mysteriendrama. Die Bühne bildet das Herzstück des Goetheanum, und ein Herz schlägt nicht manchmal, sondern dauernd. Es kann nicht durch gelegentliche Projekte am Leben gehalten werden. Wenn wir nicht aus Anthroposophie die Kunst des Schauspiels als Lebenspuls ermöglichen und verwirklichen können – wer in aller Welt und um Himmels willen sollte sich sonst dazu bereit finden? Wie aber würde die Welt diesen Ort sehen, Dornach als Sinnbild und Symbol wahrer Kulturrelevanz, wenn an ihm wirklich und andauernd gespielt werden würde?

Ute Hallaschka ist Eurythmistin, Theaterpädagogin, Seminarleiterin und Autorin, darunter: ›Mutter Sprache. Zu den Wurzeln der Worte – im Dialog mit Rainer Maria Rilke‹ (2022).

1 www.projekt-gutenberg.org/rilke/elegien/neunte.html

2 www.projekt-gutenberg.org/rilke/elegien/vierte.html

3 Vortrag vom 29. Dezember 1911 in Rudolf Steiner: ›Die Welt der Sinne und die Welt des Geistes‹ (GA 134), Dornach 1990, S. 58f.

4 Vortrag vom 31. Dezember 1911 in a.a.O., S. 96f.